

# Verlässlichkeit – 29. Januar 2006 – KIRCHE positHIV

Predigt von Klaus Hägele zur Jahreslosung 2006 aus Josua 1,5 und zu Matthäus 14,22-33

---

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus.

Liebe Gemeinde!

Ich sehe mir gerne Fernsehkrimis an. Echte Kriminalleute sagen darüber, ihr Ermittlungsalltag sehe deutlich anders aus und vieles in diesen Filmen über ihresgleichen sei nur den Wünschen der Zuschauer und der Quote geschuldet. Mir macht das nichts. Ich mag es, dass die Kommissarinnen und Kommissare so liebenswert menschlich dargestellt werden. Neulich wieder. Und da war er auch schon: der Satz, der in kaum einem Krimi fehlen darf. Auf die Frage einer verdächtigen Person: „Ja, glauben Sie denn, ich hätte ...“ kommt die Antwort des Polizisten: „Glauben tue ich in meiner Freizeit. Bei der Arbeit geht es mir um Fakten.“ Eine klare, eine Klarheit schaffende Aussage! Hier äußert sich ein professionelles Selbstverständnis, das sich nicht auf Meinungen und Mutmaßungen verlässt und das zu Recht. Und doch spüre ich jedes Mal, wenn ein Satz wie dieser gesagt wird, dass darin ein Stachel steckt, der mich als glaubenden Menschen schmerzt und als denkenden Menschen ins Grübeln bringt.

Stimmt das denn: Glauben heißt nicht genau wissen, bleibt immer im Ungefähren, Wabernden, in Gefühlsregungen, Ahnungen und Projektionen verhaftet und kann somit keine verlässliche Grundlage für wichtige Entscheidungen bieten? Ich denke sofort an das Auf und Ab der Aktienkurse, das so unglaublich stark von Stimmungen, ja von Vermutungen abhängig ist und sich doch in harter Münze ausdrückt. Und als Organisationsberater weiß ich, dass die sogenannten „weichen“ Faktoren in einer Organisation wie die gemeinsam gelebte Kultur, das Empfinden, für eine gemeinsame Sache einzustehen, dass das mindestens so wichtig ist wie die sogenannten „harten“ Fakten, wie Finanzkraft, Strukturen und Abläufe.

Natürlich gehört das Glauben, gerade auch das Glauben im religiösen Sinne, zu den „weichen“ Faktoren im Leben, die nicht so leicht zu fassen und sichtbar zu machen sind. Weiches ist von Natur aus nachgiebig, verformbar, verletzlich und leicht zu zerstören. Einerseits. Andererseits hat es die besseren Hafteigenschaften, ist anpassungsfähiger und flexibler und damit langlebiger. „Du, lass dich nicht verhärten in dieser harten Zeit. Die allzu hart sind, brechen, die allzu spitz sind, stechen und brechen ab sogleich.“ (Wolf Biermann) Beim Glauben sind wir in dem Bereich, der ein Leben im Innersten zusammenhält, und der weich und verletzlich bleiben muss, weil Verhärtung dort, im Innersten eines Lebens, letztlich Tod bedeutet. Das heißt aber gerade nicht, dass Glauben Verlässlichkeit ausschließt.

Im Gegenteil! Der Bibelvers, der uns als Losung durch dieses Jahr begleiten will, ist ein Satz des Glaubens, der Verlässlichkeit verspricht, dem Zweifel entgegentritt und tiefes Vertrauen ermöglicht. „Gott spricht: Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht.“ Für mich ist das einer der schönsten Sätze überhaupt. Ich habe mich sehr gefreut, vorgestern bei einer Partnerschaftseintragung auf dem Standesamt Zeuge sein zu dürfen. Die beiden haben sich gegenseitig diese Zusage gegeben und sie mit ihrer Unterschrift öffentlich bezeugt: Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht. Ich stehe zu dir, was auch geschieht. Du kannst dich voll und ganz auf mich verlassen. Gewiss: Eine Garantie ist damit nicht gegeben. Kein magischer Zauber kann gewährleisten, dass wir Menschen ein solches Versprechen auch wirklich durchhalten, dass es fraglos und unwiderruflich bestehen bleibt. Es bleibt so weich und zerbrechlich wie unser ganzes Leben weich und zerbrechlich ist. Und doch gibt es keine bessere und tragfähigere Grundlage für eine Beziehung.

Aber nun wird uns gesagt: „Gott spricht: Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht.“ Gott kennt unser Bedürfnis nach Verlässlichkeit. Gott kennt die Verletzlichkeit unseres Lebens. Er hat sie selbst geteilt, als er sich in seinem Sohn in die Hand der Menschen gab. Er hat Verlassenheit und Ausgeliefertsein selber durchlitten. Aber wie er sich an Ostern zum gekreuzigten Jesus bekannt hat, so bekennt er sich auch zu jeder und jedem von uns, und es ist die tiefste Weichheit seines Herzens, die aus diesem Versprechen spricht: Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht.

Dieses so weiche Versprechen Gottes hat eine große Haftfähigkeit in unserem Leben. Und so verschieden wie wir sind, so vielfältig kann es Gestalt werden. Es will sich so mit unserer Lebensgeschichte verbinden, dass es nicht mehr davon zu lösen ist, von keiner Macht der Welt. Besiegelt wird es ein für alle Mal durch die Taufe, die uns Gottes Zusage mit der Weichheit des Wassers auf den Leib schreibt. Und sie wird für uns immer wieder bestätigt im Mahl des Herrn durch die Teilhabe an der Erfahrung, dass das Vergehen von Brot und Wein etwas Lebensförderliches, Stärkendes und überaus Köstliches ist. Ich, Gott, lasse dich nicht fallen.

Viele von uns könnten diese Erfahrung mit Geschichten aus ihrem Leben illustrieren. Eine sehr eindrückliche und beispielhafte Geschichte haben wir vorhin als Evangelium gehört: die vom sinkenden Petrus auf dem stürmischen See.

*Und alsbald trieb Jesus seine Jünger, in das Boot zu steigen und vor ihm hinüberzufahren, bis er das Volk gehen ließe. Und als er das Volk hatte gehen lassen, stieg er allein auf einen Berg, um zu beten. Und am Abend war er dort allein. Und das Boot war schon weit vom Land entfernt und kam in Not durch die Wellen; denn der Wind stand ihm entgegen.*

Das kenne ich auch: Das Ziel ist klar. Das andere Seeufer will ich erreichen. Was mich dort erwartet, kann ich noch nicht wissen. Werde ich mit Jesus zusammen ausruhen können oder wartet dort eine ähnlich schwierige Aufgabe wie es eben noch die Speisung der Fünftausend war? Jedenfalls bin ich erst einmal mit den anderen allein im Boot auf dem See, ohne Jesus. „Gottes sind Wogen und Wind. Segel aber und Steuer, dass ihr den Hafen gewinnt, sind euer.“

Ob die Jünger auf dem See diese Erfahrung vieler Schiffer auch ähnlich hätten ausdrücken können? Jedenfalls bleiben Wind und Wogen an diesem Abend nicht ruhig. Der Wind steht ihnen entgegen. Auch das ist mir aus meinem Leben bekannt. Ich habe mir ein ehrgeiziges Ziel gesteckt. Aber ich bekomme unerwarteten Gegenwind. Er kommt mir vor wie eine Wand, gegen die ich machtlos bin. Warum muss es denn so schwer sein? Und warum gerade jetzt, wo ich mich völlig ausgelaugt fühle und etwas Ruhe unterwegs dringend nötig hätte?

Was ist zu tun in einer solchen Lage? Die Jünger kennen sich aus. Alle Handgriffe sitzen. Hereinschwappendes Wasser schöpfen, den richtigen Rhythmus an den Rudern auch bei höherem Seegang finden. Immer wieder die Richtung bestimmen, so gut es eben geht, trotz schlechter Sicht. „Das Leben besteht aus Banalitäten“, hat einmal jemand gesagt. Ich glaube, das trifft auch in schwierigen Situationen zu. Auch dann, wenn ich wie die Jünger richtig „in Not komme durch die Wellen.“ Meine schlimmste Zeit im Krankenhaus habe ich nicht, wie manche das vermuteten, als etwas ganz Anderes erlebt, als einen extremen Bewusstheitszustand etwa oder gar als eine Art Offenbarung, nein, die Erfordernisse des Überlebens waren vergleichsweise sehr banal und ernüchternd. Überschätzen wir doch nicht die Begrenztheit unseres Lebens, indem wir den besonderen „Kick“ nicht nur in euphorischen Glücksmomenten suchen, sondern auch in belastenden Extremsituationen bis hin vielleicht sogar zum Sterben. Wir leben ein kleines Leben, und doch hat es eine Größe und eine unglaubliche Bedeutung, die darin gründet, dass Gott dieses kleine Leben nicht egal ist, dass er es mit uns teilen und über alle Stürme hinaus retten und vollenden möchte. Aber manchmal missdeuten wir seine Nähe, weil sie oft nicht beruhigend, sondern befremdlich und erschreckend erscheint.

*Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem See. Und als ihn die Jünger sahen auf dem See gehen, erschrakten sie und riefen: Es ist ein Gespenst! und schrieen vor Furcht. Aber sogleich redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!*

Das Rettende ist oft das zunächst Fremde. Manchmal ist Furcht vor Fremdem angebracht und lebensdienlich. Aber wenn sie zu einem Automatismus wird und alles Andersartige gespenstische Züge annimmt, laufen wir Gefahr, jede Gotteserfahrung abzuwehren. Denn auch wenn Gott uns in seiner Liebe ganz nahe kommt, näher sogar als wir uns selber sein können, bleibt er doch immer auch der ganz Andere, der sich nicht vereinnahmen lässt. Nur so macht das „Fürchte dich nicht!“ einen Sinn, das sich als Ermutigung Gottes durch so viele Geschichten der Bibel hindurchzieht. „Ich bin es, dein Gott. Auch wenn ich dir fremd vorkomme, kannst du dich mir anvertrauen. Ich lasse dich nicht fallen

und verlasse dich nicht.“ Rechnen wir, ja rechne ich wirklich damit, dass sich auch aus dem, was mir nicht geheuer vorkommt, gerade auch dieses göttliche „Fürchte dich nicht“ vernehmen lassen kann? Petrus hat es erkannt. Eigenartig, gerade er, dieser schwankende Charakter, der gerne den Mund voller nimmt, als dass sein Handeln es einlösen könnte, er hat es dieses Mal begriffen.

*Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so befehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser. Und er sprach: Komm her! Und Petrus stieg aus dem Boot und ging auf dem Wasser und kam auf Jesus zu. Als er aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken und schrie: Herr, hilf mir! Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und sie traten in das Boot, und der Wind legte sich.*

Ob die übrigen Jünger jenes „Fürchte dich nicht“ verstanden und ihm Glauben geschenkt haben, wird nicht berichtet. Es hätte jedenfalls ausreichen können, um die Angst zu überwinden, die Nähe von Jesus inmitten der Gefahr auch in einer für sie befremdlichen Weise als hilfreich und mutmachend zu erleben und Wind und Wellen dadurch besser standzuhalten. Doch es gibt Momente, wo ich merke, dass sie mich zu mehr herausfordern, dass sie danach rufen, wie Petrus buchstäblich einen Schritt weiter zu gehen. Wohl gemerkt, er geht nicht blindlings los, sondern erst, nachdem er noch einmal nachgefragt hat und Jesus ihn ausdrücklich ermutigt: „Komm!“ Und so stürmisch der See sein mag und so angebracht es dem gesunden Menschenverstand erscheint, jetzt das Bestmögliche aus der Situation im gefährdeten Boot zu machen, Petrus verlässt den schwankenden, aber doch noch einen Rest Sicherheit versprechenden Boden der harten Tatsachen und geht ungeachtet der Gefahr und vielleicht auch der Warnungen der anderen auf den zu, von dem er weiß, das er seinem Ruf sein Leben bedenkenlos anvertrauen kann.

Und wenn auch wir nur den überaus weichen und verletzlichen Glauben des Petrus haben, dann wird er sich dennoch tragfähig genug erweisen, um auch einmal aus dem trügerische Sicherheit versprechenden Gewohnten auszusteigen und für unmöglich Gehaltenes vollbringen zu können – wenn dieser Glaube sich nicht als Selbstüberschätzung herausstellt, sondern auf das göttliche „Komm!“ antwortet, das unbedingte Verlässlichkeit garantiert. So lange Petrus auf Jesus schaut und auf ihn zugeht, geht alles gut. Als er aber die Aufmerksamkeit auf die Gefahr richtet, die ihn umgibt, ist er verloren. Auch darin liegt ein Stück Banalität, die diejenigen besonders gut nachvollziehen können, die Fallangst auf schmalen Brücken oder nach unten durchsichtigen Stegen haben. Immer geradeaus zu schauen ist da die einzige Option. Ein zentraler und viel gesungener chassidischer Spruch zum jüdischen Neujahrsfest sagt: „Die ganze weite Welt ist eine sehr schmale Brücke. Doch das Entscheidende besteht darin, überhaupt keine Angst zu haben.“ (Rabbi Nachman von Breslau)

Was aber geschieht, wenn wir mit dem Blick auf die harten Fakten doch Angst bekommen und zu versinken drohen wie Petrus? *Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?*, heißt es im Evangelium. „Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht.“ Ein kleiner Glaube an einen großen Gott kann ins Schwanken und zu Fall kommen. Er kann sogar einmal enttäuscht werden, wenn ich nur die Fallkräfte an mir spüre und nicht das Gefühl habe, dass meine Hand ergriffen wird. Eine solche Erfahrung beschreibt Rainer Maria Rilke in seinem Herbstgedicht, und er gibt in ihr dennoch zugleich den Blick frei auf das Rettende, auf Gott: „Wir alle fallen. Diese Hand da fällt. Und sieh dir andre an, es ist in allen. Und doch ist einer, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält.“

Wenn Gott uns das Versprechen gibt: „Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht“, dann ist das nicht ein Freibrief für die achselzuckende Haltung: „Es wird schon nichts schief gehen!“ Keine Bestätigung der Gedanken- und Bedenkenlosen. Es kommt aus dem weichen, verletzlichen Herzen Gottes und ermutigt uns, den Blick auch in der Bedrohung unseres kleinen Lebens und der großen Welt nicht auf die Gefahr zu konzentrieren, die in den wirklichen oder vermeintlichen harten Fakten steckt, sondern auf Christus, der uns als der Fremde und doch Vertraute entgegenkommt, der uns manches Mal zu ungewöhnlichen Schritten einlädt und der die Macht hat, Wind und Wellen Einhalt zu gebieten.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.